

Unangenehm verflochten

Könnte die EU auf Russlands Energielieferungen verzichten?

Es ist zwar recht unwahrscheinlich. Aber sollte es wegen der Krimkrise tatsächlich zu einem Lieferstopp von Öl und Gas aus Russland in die EU kommen, hieße das noch lange nicht, dass russische Energie nicht mehr nach Europa gelangte. Moskau kann auf die Einnahmen aus dem Energieexport nämlich kaum verzichten, es käme deshalb wahrscheinlich zu Dreiecksgeschäften. Denkbar wäre zum Beispiel, dass russisches Öl über den Umweg Türkei nach Europa fände.

Russisches Gas, das bisher ausschließlich per Pipeline nach Europa transportiert wird, ließe sich allerdings nicht einfach auf Schiffe verladen. Sollten die Lieferungen aus Russland tatsächlich ausbleiben, müssten die Europäer sich also andere Bezugsquellen erschließen. Eine Möglichkeit wäre, tiefgekühltes Flüssiggas (LNG) zu importieren. Dafür ist eine spezielle Hafeninfrastruktur nötig, sogenannte Regasifizierungsterminals. Solche Anlagen gibt es bereits in mehreren europäischen Ländern, darunter in Belgien, in den Niederlanden, in Frankreich und in Spanien. Pläne, auch in Wilhelmshaven ein LNG-Terminal zu errichten, liegen seit Jahren auf Eis.

Selbst im schlimmsten Fall, dann nämlich, wenn kurzfristig kein Ersatz für ausbleibendes russisches Öl und Gas beschafft werden kann, gingen in der EU allerdings nicht sofort die Lichter aus. Die Öl importierenden Länder haben Vorräte angelegt; sofern sie der Internationalen Energieagentur (IEA) angehören, sind sie sogar dazu verpflichtet. Der Vorrat muss der Importmenge von mindestens 90 Tagen entsprechen. 20 der 28 EU-Länder sind Mitglieder der IEA, darunter auch osteuropäische Länder wie Polen, Ungarn, Tschechien und die Slowakei. Nach Auskunft der Pariser Behörde reichen die Ölvorräte aller europäischen Mitgliedsländer derzeit aus, um sämtliche Importe 128 Tage lang zu ersetzen. Da Russland nur rund ein Drittel der Ölimporte liefert, könnte die EU rechnerisch rund ein Jahr lang auf den Nachschub von dort verzichten.

Auch Erdgas wird in den Mitgliedsländern der EU gehortet. In den Gasspeichern befinden sich momentan knapp 37 Milliarden Kubikmeter, das entspricht etwa einem Drittel der Importe aus Russland. Die Lage ist trotzdem recht komfortabel, weil die Heizsaison sich dem Ende zuneigt.

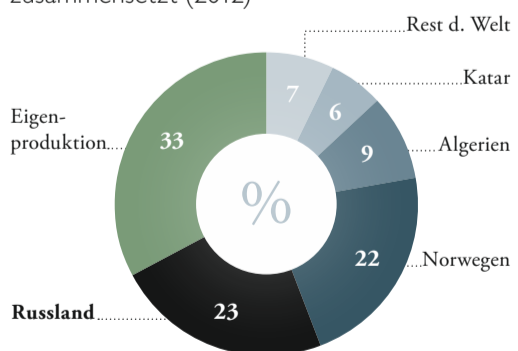
Wichtig wäre, dass die Gasspeicher vor Beginn des nächsten Winters wieder gut gefüllt sind. Sonst könnte es in europäischen Wohnungen irgendwann ungemütlich werden. Erdgas dient nämlich vor allem zum Heizen. Mit steigender Tendenz werden größere Mengen auch verstromt. 2011 wurden 22 Prozent der elektrischen Energie in der EU aus Erdgas erzeugt, fast genauso viel stammte aus erneuerbaren Energien.

Sollten Benzin, Diesel und Kerosin knapp werden, käme der Verkehr zum Erliegen. Für Kraftstoffe auf Erdölbasis fehlt bisher eine brauchbare Alternative. Bei der Stromerzeugung spielt Erdöl dagegen kaum eine Rolle, seine Bedeutung als Heizenergie nimmt ab.

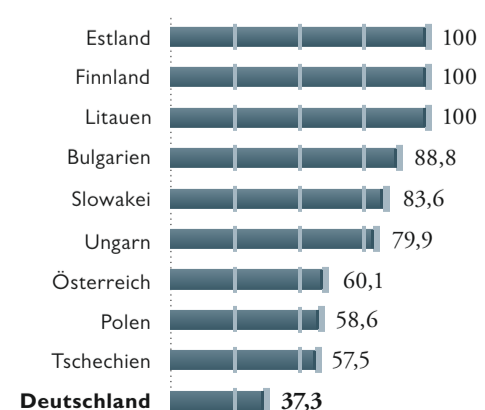
Auch wenn mit dem schlimmsten Fall kaum zu rechnen ist: Europas Abhängigkeit von Energieimporten bleibt ein Problem. Erdöl und Erdgas decken rund 60 Prozent des Energieverbrauchs. Das Gros davon muss importiert werden. Bei Öl beträgt der Importanteil der EU etwa 86 Prozent, Erdgas wird zu 66 Prozent importiert, Tendenz steigend. Rund ein Drittel der Öl- und Gaseinfuhren stammt aus Russland. Damit ist Russland der wichtigste Energielieferant der EU. VO

Russland liefert

Wie sich der europäische Gas-Mix zusammensetzt (2012)



Anteil russischer Importe am Gasverbrauch in einzelnen europäischen Ländern (2012, in Prozent)



ZETT-GRAFIK/Quelle: Eurogas



Gas für Europa

Mit ihren riesigen Öl- und Gasvorkommen könnten die USA die europäische Abhängigkeit von russischer Energie verringern.

Doch die Hoffnung darauf ist wohl vergeblich VON HEIKE BUCHTER UND MICHAEL THUMANN

Flüssiggastanker vor Boston: Ein Schiff wird kommen – nur nicht nach Europa

Nur auf den ersten Blick sieht Cushing aus wie eine typische Kleinstadt im Herzen der Vereinigten Staaten. Das Nest mit seinen 7800 Einwohnern liegt im Bundesstaat Oklahoma und besteht im Wesentlichen aus ein paar Straßenzügen, dem rustikalen Steer Inn und der Copper Penny Trading Company, wo neben Schaukelstühlen und Modeschmuck auch gebrauchte Cowboystiefel zu finden sind. Aber Cushing spielt eine entscheidende Rolle in der Weltwirtschaft. »Wir sind die wichtigste Pipeline-Kreuzung der Welt«, sagt Brent Thompson, der Präsident der lokalen Handelskammer. So viele Ölleitungen verlaufen kreuz und quer unter den Häusern und Grundstücken, dass Cushings Einwohner praktisch gehalten sind, die Behörden zu befragen, bevor sie ihren Garten umgraben.

Rund um den Ort ragen Hunderte weißer, runder Tanks in die braungraue Prärie. Manche so groß, dass man ein Flugzeug darin verstecken könnte. In den Tanks lagert Erdöl – insgesamt bis zu 80 Millionen Barrel, etwa 13 Milliarden Liter. Damit könnte man ganz Deutschland einen Monat lang versorgen. Allein in den vergangenen fünf Jahren sind Dutzende neuer Tanks dazugekommen. »Ein richtiger Bauboom«, berichtet Thompson. Auslöser ist der Energieboom, den die USA gerade erleben, weil sich mithilfe einer neuen Fördermethode, des sogenannten Frackings, auch Gas- und Ölfelder erschließen lassen, deren Gesteinsschicht bis vor wenigen Jahren als unergiebig galt. Cushing profitiert vor allem vom Bakken in North Dakota, einer 360 Millionen Jahre alten ölhaltigen Schieferformation, 3000 Meter tief unter dem Prärie gras, aus der täglich bis zu einer Million Barrel Öl an die Erdoberfläche gepumpt werden.

Dank des Frackings – das sehr effektiv, aber wegen Eingriffen in die Umwelt auch sehr umstritten ist – können die Amerikaner riesige Ressourcen heben. Bis 2020 dürfte es so weit sein, dass die USA mehr Erdöl fördern als Saudi-Arabien. Auch beim Erdgas werden sie den weltgrößten Produzenten Russland wohl bald ablösen, weil die neuen heimischen Quellen so ergiebig sind.

Dabei hatte die US-Regierung noch vor sechs Jahren darüber debattiert, ob Gas importiert werden müsse, um den Bedarf zu decken. Nun gibt es sogar Überlegungen, Öl und Erdgas zu exportieren und das seit dem Ölshock der siebziger Jahre geltende Ausfuhrverbot aufzuheben.

Die Export-Diskussion hat in den jüngsten Tagen weiter Fahrt aufgenommen, denn seit sich der Konflikt des Westens mit Russland um die Ukraine zuspitzt, steigt auch der geopolitische Wert der amerikanischen Bodenschätze. Es geht um die Energieversorgung Europas: Russland deckt einen bedeutenden Teil des europäischen Erdgas- und Ölbedarfs (siehe links). In Washington befürchten Politiker aller Parteien nun, dass Europa sich wegen dieser Abhängigkeit von Moskau in Bezug auf die Ukraine unter Druck setzen lassen könnte. Vor allem Konservative fordern, Europa eine Alternative zu russischem Öl und Gas zu bieten.

John Boehner etwa, Sprecher des Repräsentantenhauses für die Republikaner, forderte mit Bezug auf Präsident Barack Obama: »Wenn er wirklich unseren Verbündeten helfen will, dann unterschreibt er umgehend die ihm vorliegenden Exportgenehmigungen.« Die radikalkonservative Tea Party sieht im Öl gar ein Instrument, den von ihr beklagten Machtswund Amerikas zu bremsen. Auf Fox News richtete sich Tea-Party-Liebling Sarah Palin direkt an Präsident Obama und forderte ihn auf, seine »Mami-Hosen« auszuziehen. Obama solle dem »mit Bären ringenden, nach Öl bohrenden« Putin nun endlich die Stirn bieten und umgehend bislang umstrittene Pipeline-Projekte genehmigen. Dabei ist die Überlegung, Öl und Gas für geopolitische Zwecke einzusetzen, gar nicht mal neu: Schon 2011 gründete Hillary Clinton, damals Obamas Außenministerin, eine eigene Abteilung für Energie-Diplomatie.

Doch trotz aller lautstarken transatlantischen Solidaritätsbezeugungen und Drohgebärden gegen Russland wird die Öl- und Gasschwemme in den USA den Verbündeten in Europa wohl nur wenig helfen. Das liegt an fehlender Infrastruktur, vor allem beim Erdgas, die erst aufgebaut werden müsste. Vor allem aber haben US-Konzerne kein gesteigertes Interesse daran, die Energiesicherheit Europas zu garantieren. Sie wollen den unverhofften Vorteil im internationalen Wettbewerb viel lieber für sich nutzen – was prächtig funktioniert.

Rund um die neu entdeckten Bodenschätze blüht eine ganze Industrie. Dazu gehören auch Dienstleister wie die Firma Glenscape, die alle erdenklichen Daten über die neuen Ölströme sammelt und auswertet. Mit Helikopterflügen über Cushing schätzen Glenscape-Mitarbeiter den Pegelstand in den Tanks, sie filmen Güterzüge und werten Positionsmeldungen von Tankern aus. Das alles sind Informationen, die etwas über Zeitpunkt und Menge zu erwartender Lieferungen verraten. Energiehändler auf der ganzen Welt zahlen teils mehrere Zehntausend Dollar für solche Angaben.

Dafür, dass das Öl von Cushing aus weiterfließen kann, spielt ein unauffälliges flaches Gebäude hinter einem meterhohen Zaun eine wichtige Rolle. Darin befindet sich das diskrete lokale Kontrollzentrum von Plains All American – kurz PAA. Der Zutritt ist restriktiv, denn PAA betreibt 74 Tanks mit einer Kapazität von 20 Millionen Barrel. Kameras überwachen jeden Winkel der Anlage, die von einem fensterlosen Raum aus gesteuert wird.

Drei Mitarbeiter pumpen hier im Auftrag von Raffinerien und anderen großen Kunden Rohöl in Tanks oder leiten es zu Pipelines. Alles geschieht per Mausclick und ist auf drei wandfüllenden Bildschirmen zu beobachten, auf denen Leitungen, Tanks, Ventile und Pumpen grafisch abgebildet sind wie bei einem komplexen Computerspiel.



US-Präsident Barack Obama: Wird er Exportbeschränkungen aufheben?

viele flossen hier schon durch die Pipelines. Etwa die Sorte Arab Light aus dem Mittleren Osten. Oder Qua Iboe aus Nigeria. Oder Zafira aus Äquatorialguinea. Doch Öl aus Afrika kommt in letzter Zeit nur noch selten hier an: Während Cushing jahrzehntelang eine wichtige Zwischenstation für Importe war, die vom Hafen in Houston in die Raffinerien des Mittleren Westens der USA gingen, ist die Hauptrichtung heute umgekehrt. Aus den neuen Ölfeldern in North Dakota und Oklahoma im Landesinneren fließt das Öl heute an die Küste nach Houston, wo Raffinerien für den Export arbeiten.

Im vergangenen Jahr änderten auch die Betreiber von Seaway, einer 500 Meilen langen Pipeline zur texanischen Küste, die Pump-Richtung. Und der TransCanada-Konzern, der die Keystone XL Pipeline von Kanada quer durch die USA errichten will, hat im Januar eine Südtrasse von Cushing nach Houston eröffnet, 485 Meilen lang. Ihre Kapazität soll bis zu 800 000 Barrel täglich erreichen.

Das Öl aus Cushing ist in Houston hochwillkommen: Denn dort befindet sich der größte Teil der Raffineriekapazität der USA. Statt wie früher auf teure Einfuhren, können die Raffinerien nun auf preiswertes heimisches Öl zurückgreifen, um daraus Diesel oder Heizöl herzustellen.

Weil das Ausfuhrverbot für Gas und Rohöl nicht für derlei verarbeitete Produkte gilt, sind die USA dank ihres Energiebooms zu einem der erfolgreichsten globalen Exporteure von Petroleumprodukten geworden. Allein die Europa-Ausfuhren haben sich zwischen 2007 und 2012 verdoppelt. Im Einfahrtskanal von Houston, dem größten Petroleum-Exporthafen, ist der Verkehr inzwischen so dicht, dass die Tanker ein gefährliches Manöver fahren: Beim »Texas Game of Chicken« bleiben die Schiffe bis zum letzten Moment auf Kollisionskurs, bevor sie die gegenseitigen Bugwellen nutzen, um noch aneinander vorbeizukommen.

Zwar erreicht die US-Ölbonanza in Form verarbeiteter Produkte auf diese Weise heute schon Europa, allerdings als Konkurrenz. »Früher gab es einen Austausch: Die Europäer lieferten Benzin nach Amerika und bekamen im Gegenzug Diesel für ihr Transportsystem«, berichtet Chris Sternberg vom Ölmarkt-Analyseunternehmen Glenscape. Jetzt kommen die europäischen Raffinerien, die weiterhin zu Weltmarktpreisen kaufen müssen, auf ihrem eigenen Markt kaum gegen die US-Importe an.

Vom US-Boom bei Gas, bei dem sie dringender nach einer Alternative zu Russland suchen als bei der Ölversorgung, können die Europäer auch kaum profitieren, denn beim Gas kommen technische Probleme dazu. Nicht von ungefähr zeigen sich die Russen sehr gelassen, wenn es um die amerikanische Konkurrenz geht. »Es gibt keinen einheitlichen freien Gasmarkt auf der Welt«, sagt etwa der Sprecher des größten russischen Staatskonzerns Gazprom. Amerikanisches Erdgas sei zwar billig – aber eben nur in Amerika. Sobald es über den Atlantik transportiert werden soll, werde es teurer. Der Grund: Amerikanisches Gas muss erst zu Flüssiggas

umgewandelt werden. Erst dann kann man es auf Tanker pumpen und nach Europa verschiffen.

In Europa wiederum fehlen in den meisten Ländern entsprechende Anlagen, um Flüssiggas wieder zurückzuverwandeln. Weil Gazprom bisher immer geliefert hat, erschienen die hohen Investitionen in entsprechende Terminals als unwirtschaftlich. In Deutschland beispielsweise existiert keine Einrichtung dieser Art. Dabei hatte der Energiekonzern E.ON vor Jahren versprochen, ein Flüssiggasterminal an der Nordseeküste zu errichten. Doch die deutsche Energiewende hat diese Pläne begraben.

Weltweit dagegen ist der Handel mit Flüssiggas auf dem Vormarsch. Die Internationale Energieagentur erwartet mittelfristig ein Plus von 30 Prozent gegenüber heute. Vor allem Asien hat zunehmenden Bedarf. Und auch wenn die Gasproduzenten in den USA das derzeit nicht groß publik machen wollen: Sie sehen die Absatzmärkte der Zukunft in Asien, nicht im langsam wachsenden Europa. Dem US-Energieminister liegen bereits mehr als 20 Anträge auf Exportgenehmigungen vor.

Um das Flüssiggasgeschäft zu beschleunigen, bauen US-Produzenten mittlerweile so gut wie unbenutzte Importterminals für den Export um. Die erste umgerüstete Anlage, Sabine Pass im Bundesstaat Louisiana, soll Ende nächsten Jahres ihren Betrieb aufnehmen. Schon heute macht der Erdgaspreis klar, warum die Produzenten auf die Auslandsmärkte drängen – und vor allem nach Asien: In den USA kostet Erdgas fünf Dollar pro eine Million British Thermal Units, das ist die gebräuchliche Einheit in dem Geschäft. In Europa ist der Preis doppelt so hoch, in Asien aber lässt sich wegen der hohen Nachfrage sogar das Dreifache heraus schlagen.

Kein Wunder also, wenn Europa für die Exporteure nicht an erster Stelle steht.

Zumal sich neuerdings auch noch Widerstand im eigenen Land regt. Eine Lobby von Industrieunternehmen fürchtet, dass Exporte die Preise in den USA bald wieder steigen lassen. Das aber würde womöglich das jüngste Wiedererstarben der heimischen Wirtschaft gefährden. So argumentiert beispielsweise der Chemiekonzern Dow Chemical. Sogar der deutsche Siemens-Chef Joe Kaeser mahnte kürzlich bei einem Besuch in den USA, dass niedrige Energiekosten ein wichtiger Standortfaktor für Amerika seien. Die Renaissance von »made in USA« war lange herbeigesehnt worden – keine Regierung würde es wohl riskieren, sie jetzt wieder zu gefährden.

Angesichts dieses Drucks aus dem eigenen Land und zahlungskräftiger Abnehmer in Asien ist es unwahrscheinlich, dass Washington den Verbündeten in Europa mit seinen Energieressourcen in großem Stil beistehen kann. Indirekt könnten die amerikanischen Konzerne allerdings den westlichen Regierungen aber ein Druckmittel liefern: Das russische Interesse am Fracking wächst – der staatliche Ölkonzern Rosneft etwa arbeitet mit ExxonMobil zusammen. In der Nähe der westsibirischen Stadt Salym soll mit US-Technologie ein Erdölfeld erschlossen werden. Moskau muss fürchten, dass westliche Sanktionen auch solche Joint Ventures treffen, wenn die Situation weiter eskaliert.

Bei Öl und Erdgas gibt es eben keine Freunde. Sondern nur Kunden und Lieferanten.